

Essay



Die Kontingenz der Moderne und die Modernität der Kontingenz*

BORIS HOLZER

I.

Nach seiner Auseinandersetzung mit der Modernisierungstheorie und ihren Nachfolgern in „Spielräume der Modernisierung“ (Knöbl 2001) legt Knöbl in diesem Buch den anspruchsvollen Versuch vor, Modernisierungsprozesse aus einer global vergleichenden Perspektive zu analysieren. Die Frage nach dem Ursprung der europäischen Moderne gehört zu jenen Themen, die sich seit den Gründungszeiten der Soziologie einer scheinbar ungebrochenen Beliebtheit erfreuen. Sie ist nicht nur den Klassikern der Disziplin ein wichtiges Thema gewesen, sondern inzwischen selbst zum Klassiker geworden, zu einer Art soziologischer *Evergreen*, der stets noch für einen Sammelband oder eine Tagung gut ist. Dazu trägt sicherlich bei, dass es sich um eine Frage handelt, die – schon aufgrund der Einzigartigkeit des Falls – gar nicht ein für alle Mal beantwortet werden kann, zumindest wenn damit eine kausale Erklärung gemeint sein soll. Je mehr Faktoren in die Betrachtung einbezogen werden müssen, desto deutlicher tritt allenfalls die Unwahrscheinlichkeit der Moderne hervor. Insofern technologische, wirtschaftliche, politische und religiöse Faktoren, aber auch klimatische und demografische Bedingungen zusammenkommen mussten, hätte bereits eine kleine Veränderung ausgereicht, um ein gänzlich anderes Ergebnis zu erzeugen. Die Moderne war also ebenso wenig „notwendig“ wie der homo sapiens oder die Erfindung der Kuckucksuhr. Ginge es Knöbl in seiner Studie nur um *diese* „Kontingenz“ der Moderne, wäre dem einerseits ohne Vorbehalte zuzustimmen, andererseits nicht viel gewonnen. Schon in der klassischen Behandlung des Themas erschöpft sich die Frage nach den Ursprüngen der modernen Gesellschaft aber nicht in einem historisch-rekonstruktiven Interesse. Bedingungen und Faktoren der „erfolgreichen“ Modernisierung in Europa rücken vielmehr insbesondere dann ins Blickfeld, wenn man danach fragt, ob und wie diese Entwicklung *anderswo* und zu *anderen* Zeiten wiederholt werden könnte. Interessanter ist die These der „Kontingenz der Moderne“ deshalb, wenn man sie nicht primär auf die europäische Entwicklung bezieht, sondern auf andere Weltregionen.

Konstanzer Online-Publikations-System (KOPS)

URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-2-w6x8su29w71p1>

* Essay zu: Wolfgang Knöbl, Die Kontingenz der Moderne. Frankfurt a. M.: Campus 2007, 361 S., br., 29,90 €

Mit der Frage nach den globalen Bedingungen der Entstehung und Diffusion der Moderne ergeben sich Anschlussmöglichkeiten an eine geschichtswissenschaftliche Diskussion, die unter dem Titel „Globalgeschichte“ von der klassischen Nationalgeschichte Abschied genommen hat. Schon deshalb werden die Thesen des Buches insbesondere bei Historikern auf offene Ohren stoßen. Noch mehr wird sie jedoch überzeugen, dass sie in diesem Buch eigentlich von nichts überzeugt werden müssen. Die Zusammenfassung ihrer Diskussionen, insbesondere im Bereich der vergleichenden Industrialisierungsgeschichte, ist kenntnisreich und auch dann informativ, wenn man mit den dargestellten Werken bereits vertraut ist. Der Zumutungsgehalt der daran anschließenden „Makrosoziologie“ hält sich gerade für Historiker freilich in Grenzen. Doch wie sieht das für Soziologen aus? Die Antwort darauf fällt weniger eindeutig aus. Sie hängt vor allem davon ab, ob man die Theorieerourcen mit dem Verweis auf „Machtnetzwerke“ und „interzivilisatorische Begegnungen“ schon für erschöpft hält. Wenn ja, wird man an der Darstellung nicht viel auszusetzen haben. Ist man aber der Überzeugung, dass die Soziologie die Ergebnisse der Globalgeschichte nicht nur zu registrieren hat, sondern sie zur Weiterentwicklung ihrer eigenen Konzepte nutzen muss, wird man skeptischer sein – und nach Alternativen und Ergänzungen suchen. Diese liegen vor allem dort, wo Knöbl sie nun ganz und gar nicht vermutet: im Bereich soziologischer Theorien der Weltgesellschaft, die er zu Beginn seiner Abhandlung verwirft. Bevor wir auf die Frage zurückkommen, ob nicht gerade diese Ansätze geeignet sein könnten, zum Programm einer soziologisch informierten Globalisierungs- und Modernisierungsforschung etwas beizutragen, wollen wir Knöbls Vorschlag folgen, den Kontingenzbegriff und seine Bedeutung für die historische Soziologie näher zu betrachten.

II.

Von Kontingenz ist im Zusammenhang mit der Moderne oft die Rede. Die gängige Vorstellung, die moderne Gesellschaft erzeuge einen Überschuss an Möglichkeiten, der das jeweils Realisierte als selektiv und damit auch anders möglich erscheinen lasse, ist jedoch nicht das Thema von Knöbls Studie. Es geht ihm nicht um die Folgen, sondern um die Entstehung und Ausbreitung der europäischen Moderne, die sich, so die These, „kontingenten Umständen verdankt“ (12). Die Umstände, die im weiteren Verlauf näher erläutert werden, sind nicht wirklich neu. Sie werden aber stärker als sonst üblich in den Kontext regionaler und globaler Entwicklungen gestellt. Die bei den Klassikern der Modernisierungstheorie stellenweise (aber keineswegs durchgängig) zu findende Annahme, Entwicklungen einzelner Länder ließen sich anhand endogener Faktoren erklären, wird damit ebenso zurückgewiesen wie der Ansatz Eisenstadts kritisiert wird, Zivilisationen als relativ stabile und primär religiös definierte Einheiten sozialen Wandels zum Ausgangspunkt vergleichender Analysen zu machen. Stattdessen betont Knöbl die Rolle interzivilisatorischer Kontakte, die er allerdings nicht auf „irgendwelche vagen kulturellen Diffusionsprozesse“ (211) reduziert sehen möchte. Ökonomischer Tausch und gewaltsamer Konflikt erscheinen ihm als weitere wichtige Kategorien, wobei insbesondere „machtpolitische Arrangements“ (213) die Stabilität ebenso wie die Dynamik von Zivilisationen erklären sollen.

Betrachten wir die Rolle dieser Faktoren anhand der in diesem Buch vorgelegten Analysen der Entwicklung Chinas, Lateinamerikas und des Südens der USA. Während Knöbl das Beispiel Chinas vor allem nutzt, um die Ergebnisse der jüngeren wirtschaftsgeschichtlichen Forschung aufzuarbeiten und metho-

disch auszuwerten, zielt er mit den beiden anderen auf die Umsetzung der daraus gezogenen Schlussfolgerungen. China ist nicht nur aufgrund des umfangreichen historischen Materials ein beliebter Gegenstand für vergleichende Analysen. Je mehr über die frühe chinesische (Wirtschafts-)Entwicklung bekannt ist, desto deutlicher wird auch, dass sie erstaunlich dynamisch war und bereits Ansätze von Industrialisierung hervorgebracht hatte, bevor die industrielle Entwicklung in Europa Fahrt aufnahm. Die von unterschiedlichen Autoren wie Weber und Wallerstein geteilte Auffassung, dass die (kapitalistische) Sonderentwicklung Europas bereits im 16. Jahrhundert vorgezeichnet war, wird dadurch in Frage gestellt. Die „große Divergenz“ (Pomeranz 2000) zwischen Europa und China stellte sich später und vor dem Hintergrund der langen Überlegenheit Chinas durchaus überraschend ein. Wirtschaftliches Wachstum hatte es, so die neuere Wirtschaftsgeschichte, schon länger und auch in anderen Weltregionen gegeben. Erst die Industrialisierung schuf hier eine neue Lage mit nun sehr viel deutlicheren Unterschieden. Sie war natürlich abhängig von begünstigenden Faktoren, wozu die Verfügbarkeit von fossilen Brennstoffen ebenso gehörte wie die Handelsmöglichkeiten mit den Kolonien der Neuen Welt. Es waren also, so Knöbl, „kontingente Faktoren“ (181), die den Aufstieg Europas und damit das (wirtschaftliche) Auseinanderdriften zwischen dem Westen und dem Rest der Welt ermöglichten.

Man mag sich angesichts dieser Darstellung fragen, was genau die Kontingenz der „kontingenten Faktoren“ ist. Gemeint ist offenbar, dass all diese Faktoren zusammenkommen mussten und dass genau dies sehr unwahrscheinlich war. Im Hinblick auf die unterstellte Wirkung waren die Faktoren also keineswegs *kontingent*, wenn man nicht unterstellen kann, dass sie auch durch andere ersetzbar gewesen wären. Kontingent – dann aber im Sinne von: abhängig von einer ganzen Reihe ungeplanter und vielleicht auch unvorhersehbarer Entwicklungen – war allenfalls die Industrialisierung selbst. Doch erstens wird dies niemand bestreiten wollen, und zweitens ist damit natürlich noch nichts darüber ausgesagt, ob nicht eine ähnliche Entwicklung anderswo hätte stattfinden können (und sogar wahrscheinlich gewesen wäre), wenn sie sich denn *nicht* schon in Europa ereignet hätte. Mit anderen Worten: Der Industrialisierung – wie wohl jedem anderen gesellschaftlichen Umbruch – ist sicherlich in dem Sinne „Kontingenz“ zu bescheinigen, dass sie auch anderswo und zu einer anderen Zeit (vielleicht sogar: gar nicht) sich hätte ereignen können. Aber welche anderen außer „kontingenten“ Faktoren könnte man überhaupt anführen, um die Industrialisierung zu „erklären“? Für historische Ereignisse und Verläufe ist eine laborähnliche Kontrolle der Bedingungen ausgeschlossen und damit die Isolierung einzelner Kausalfaktoren unmöglich. Diese Schwierigkeiten sieht Knöbl natürlich auch. Er teilt die Kritik an Versuchen, ersatzweise über den Weg des Vergleichs einzelne Bedingungsfaktoren herauszupräparieren. Der Gesellschaftsvergleich ist in dieser Hinsicht ein alles andere als perfektes Substitut. Zu vielfältig sind die eng miteinander verknüpften Einflussgrößen, als dass man daraus eine Kausaltheorie historischer Entwicklungen destillieren könnte. Hinzu kommt das Problem Galtons, dass man bei Vergleichen von Ländern und Regionen in der Regel ohnehin nicht davon ausgehen kann, dass die Fälle voneinander unabhängig sind.

Diese Überlegungen verdeutlichen das Dilemma, dass man konkrete und einmalige historische Verläufe und Entwicklungen schlecht mit allgemeinen Gesetzen erklären kann. Doch was bleibt, wenn man Alternativen nicht überzeugend findet oder erst gar nicht in Erwägung ziehen möchte? Die Evolutionstheorie, die eine Kausalerklärung nicht anstrebt, spielt bei Knöbl keine

Rolle. Und jene weniger anspruchsvolle Variante des Kausaldenkens, die mit Pfadabhängigkeiten argumentiert, ist Knöbl zufolge „nichts anderes als eine Erzählung“ (203), weil sie eben nur historisch-narrativ die kritischen Punkte der Entwicklung plausibel machen könne. Und in diese Richtung geht dann auch sein eigener Vorschlag: Erzählungen seien am besten geeignet, der Zeitlichkeit von Geschichte und der Variabilität von Kausalurteilen gerecht zu werden. Die damit implizierte Annäherung an geschichtswissenschaftliche Interessen und Methoden bestätigt sich in den vorgelegten Analysen zu Lateinamerika und zum Süden der USA. In beiden Fällen wird die Bedeutung exogener Ereignisse und Entwicklungen für die jeweiligen Modernisierungsprozesse und ihre Ergebnisse hervorgehoben. Interessanterweise werden die Südstaaten dabei als Beispiel für eine „Modernisierung von außen“ analysiert, weil die entscheidenden Entwicklungsimpulse nicht „aus dem Herzen dieser Südstaatengesellschaft“ (249) kamen, sondern auf die wohlfahrtsstaatlich orientierte *New Deal*-Politik der US-amerikanischen Regierung und die Rüstungsinvestitionen zurückgingen. Diese Interpretation ist einerseits plausibel, insofern sie die zeitweise Sonderstellung der Südstaaten und ihre Prägung durch die Kolonialgeschichte ernst nimmt, andererseits überzieht sie den Begriff des „Exogenen“, wenn dieser auch Beziehungen *innerhalb* eines nationalstaatlichen Territoriums erfassen soll. Es bleibt unklar, was dadurch gewonnen ist, die Moderne im Süden der USA in gleicher Weise als „exogen induziert“ zu klassifizieren wie die durch das britische Empire induzierte Moderne in Indien oder, um im Bild zu bleiben, die durch Preußen induzierte Moderne in Bayern. Einleuchtend ist, dass die Sonderstellung der Südstaaten und insbesondere der religiöse Fundamentalismus darauf zurückzuführen sind, dass die Modernisierungspolitik „von oben“ kam oder zumindest so wahrgenommen und behandelt wurde. Doch dies dürfte ein klassisches Problem des *Nation-building* vor dem Hintergrund ausgeprägter wirtschaftlicher, ethnischer oder religiöser Differenzen sein.

Anders im Fall Lateinamerikas: Hier liegt die exogene Ursache der Moderne in Form des Kolonialismus auf der Hand. Die Kolonialgeschichte dient aber in der Regel – besonders prominent in der Dependenztheorie – dazu, den vom europäischen Vorbild *abweichenden* Verlauf, über weite Strecken auch das Scheitern von Modernisierung zu erklären. Knöbl entwirft ein differenzierteres Bild, das insbesondere die Unterschiede zu den nordamerikanischen Kolonien und Siedlergesellschaften berücksichtigt. Dabei wird deutlich, dass der Kolonialismus nicht ganz so prägend war wie beispielsweise die Dependenztheorie annehmen musste. Entscheidend waren vielmehr Unterschiede der ethnischen Zusammensetzung und der Urbanisierung, vor allem aber erst sehr viel später einsetzende Reformen (bzw. deren Ausbleiben oder Scheitern). Das, so Knöbl, müsse als Indiz für die Bedeutung von „kontingenten politischen Konstellationen“ (283) gewertet werden. Im Gegensatz zu den damit angesprochenen, unterschiedlich ausfallenden Weichenstellungen innerhalb einzelner Länder gilt für die späteren Revolutionen, dass sie nicht aus inneren politischen Widersprüchen, sondern aus dem Zusammenbruch der spanischen Monarchie entstanden seien. Die Unabhängigkeit war demnach weniger das Resultat einheimischer sozialer Bewegungen als eine Reaktion auf veränderte politische Rahmenbedingungen in Europa: Die Tür zur Unabhängigkeit der Kolonien wurde durch Napoleon und „sein kontingentes Handeln“ (289) aufgestoßen. Man kann, gleichsam „kontrafaktisch“, spekulieren, ob Lateinamerika ansonsten noch lange Zeit unter spanischer Kolonialherrschaft gestanden hätte.

Die durchgängig präzisen und bei der Gewichtung von Ereignissen und Faktoren sehr ausgewogenen Analysen, insbesondere der Entwicklung Lateiname-

rikas, können hier nicht in allen Einzelheiten gewürdigt werden. Sie bieten jedenfalls reichlich Anschauungsmaterial für die Komplexität von Modernisierungsprozessen und für ihre Einbettung in globale wirtschaftliche, politische und religiöse Zusammenhänge. Während im Fall Chinas die Rekonstruktion der Wirtschaftsgeschichte im Vordergrund steht, hebt Knöbl an anderen Stellen, wie bereits deutlich geworden sein sollte, eher die politischen Rahmenbedingungen hervor. Es ist nicht überraschend, dass er in diesem Zusammenhang besonders häufig von „kontingenten“ Konstellationen, Entwicklungen und Ereignissen spricht: Die Ausübung politischer Herrschaft legt es – auch im historischen Rückblick – nahe, Entscheidungen und ihre Alternativen zu beobachten und zuzurechnen (vgl. Tenbruck 1973). Es besteht dabei aber die Gefahr, den Begriff der Kontingenz in genau jener Weise zu verallgemeinern, die Knöbl an zeitdiagnostischen Verwendungen des Begriffs kritisiert. So stellt er beispielsweise fest, dass die Unterschiede zwischen Nord- und Südamerika nicht aus der Pfadabhängigkeit einer von Großgrundbesitzern dominierten Agrarökonomie erklärt werden könnten, sondern nur aus den „unter Kontingenzbedingungen“ entstandenen Eigentumsbeziehungen (303). Dies kann schon deshalb kaum bestritten werden, weil eine Regelung von Eigentumsfragen „ohne“ Kontingenzbedingungen schwer vorstellbar ist. Denn wenn sie überhaupt zur Entscheidung steht, dann offensichtlich deshalb, weil unter verschiedenen Möglichkeiten gewählt werden kann und muss. Der Kontingenzbegriff bleibt hier, wie auch an anderen Stellen, seltsam blass und allgemein, weil er offen lässt, um *wessen* Kontingenz es sich handelt. Wer beobachtet das Realisierte im Lichte anderer Möglichkeiten? Der Historiker – oder der Zeitgenosse? Ist Kontingenz also eine nachträgliche Zuschreibung oder ein Attribut der Sache selbst? Aus der Perspektive der Wissenschaft mag der Kapitalismus ebenso kontingent sein wie die monotheistische Religion oder die Demokratie. Das heißt aber nicht, dass entsprechende Alternativen und Äquivalente auch den Zeitgenossen und Beteiligten plausibel oder auch nur vorstellbar erscheinen.

III.

Der historische Rückblick und die handlungsentlastete Phantasie der Wissenschaft zwingen förmlich dazu, Alternativen zu konstruieren. Man kann sich dann so manches vorstellen, nicht zuletzt, dass Ereignisketten schon durch kleine Änderungen anders oder gar nicht stattgefunden haben könnten. „Die Nase der Kleopatra: Wäre sie kürzer gewesen, das ganze Gesicht der Erde würde verändert sein“, mutmaßte Pascal in den *Pensées*. Der französische Philosoph erläuterte den Zusammenhang zwischen Nasenlänge und gesellschaftlicher Entwicklung nicht, aber „Kleopatras Nase“ wurde vielleicht gerade deshalb zur Chiffre für das Problem der Kontingenz in der Geschichtsschreibung (vgl. Bury 1930). Knöbl rückt den Begriff der Kontingenz in die Nähe solcher Vorstellungen von der prinzipiellen Unvorhersehbarkeit gesellschaftlicher Entwicklungen. Getreu dem Motto „nichts ist unmöglich“ schließt der Kontingenzbegriff dann beinahe nichts mehr aus. Die komplexere modallogische Definition von Kontingenz – als gleichzeitige Negation von Unmöglichkeit und Notwendigkeit – lehnt Knöbl hingegen ab, weil sie „für sozialwissenschaftliche Zwecke nicht hilfreich“ sei (197). In Ermangelung einer alternativen Definition scheint der Grund für diese Ablehnung jedoch allein darin zu liegen, dass ausgerechnet Luhmann dem Kontingenzbegriff in dieser Fassung eine prominente Rolle in seiner Theorie einräumt. Kontingenz wird in der Systemtheorie nämlich keineswegs „zum Verschwinden gebracht“ (195, Fn. 25). Sie kommt vielmehr an ganz unterschied-

lichen Stellen vor: in der Sozial- ebenso wie in der Evolutionstheorie. Insofern Knöbl seine Kritik aber auf den Stellenwert von Kontingenz in Luhmanns *Sozialtheorie* bezieht, übersieht er ihre Bedeutung für die *Gesellschafts-* und *Evolutionstheorie*. Doch nur von dort aus erschließt sich, inwiefern die Systemtheorie zu einer „kontingenzsensiblen“ (oder auch nur einfach: fruchtbaren) Theorie der globalen Moderne etwas beitragen könnte.

Mit einem weiten, auf prinzipielle Unvorhersehbarkeit von Entwicklungen abstellenden Kontingenzbegriff begibt man sich der Möglichkeit, Kontingenz als Teil einer sozialen Wirklichkeit zu begreifen, in der keineswegs alles realisierbar erscheint. Kontingenz bleibt dann eine Konstruktion des wissenschaftlichen Beobachters. Soziologisch ergiebiger wird die Frage nach Kontingenz dagegen, wenn man sie als Teil der historischen Wirklichkeit begreift. Die Frage lautet dann, inwiefern eine historische Situation von den Handelnden selbst als kontingent wahrgenommen wurde. Aber wovon hängt es ab, ob das Vorgefundene oder Selbstverständliche im Lichte anderer Möglichkeiten beobachtet wird? Was sind, anders ausgedrückt, die gesellschaftlichen Bedingungen von Kontingenz als sozialem Sachverhalt?

Die Frage, inwiefern das tatsächlich Realisierte als „kontingent“ erfahren wird, kann auf sehr unterschiedliche, aber jeweils nicht beliebige Weise beantwortet werden. Erst insofern andere Möglichkeiten als Alternativen zum Bestehenden sozial darstellbar und mittelbar werden, wird Kontingenz zu einem Faktor gesellschaftlicher Evolution. Weil nicht zu jedem Zeitpunkt alles möglich ist (oder zumindest nicht jede Möglichkeit berücksichtigt werden kann und muss), hängt die Kontingenz sozialer Sachverhalte von den *strukturell* erzeugten Möglichkeiten ab, mit denen sie verglichen und konfrontiert werden können. Es kommt folglich nicht darauf an, ob sich faktisch etwas ändert oder ob sich überraschende neue Entwicklungen ergeben. Auch und gerade das, was angesichts anderer Möglichkeiten beibehalten wird, gerät unwiederbringlich in den Sog der Kontingenz, wenn es sich gegen Alternativen profilieren muss. Vorhandene Institutionen und Praktiken erscheinen dann als prinzipiell auch anders möglich und als in diesem Sinne „nur historisch erklärbar“. Die Herrschaft der Monarchie stellt sich anders dar, wenn sie mit strukturell plausiblen – oder gar anderswo oder zu anderen Zeiten realisierten – Alternativen konfrontiert werden kann. Das heißt keineswegs, dass sie sich unter diesem Eindruck ändern müsste. Aber auch die Beharrungskraft des Bestehenden wird unter diesen Umständen als Selektivität erkennbar. Institutionen ändern sich, anders ausgedrückt, „gerade dadurch, dass sie sich nicht ändern“ (Luhmann 1975: 156). Kontingenz setzt die Unterscheidung zwischen dem, was ist, und dem, was sein könnte voraus. Sie bezeichnet eine Art „Zwei-Ebenen-Erfahrung, die Erfahrung des Wirklichen im Horizonte anderer Möglichkeiten“ (ebd.). Das heißt aber gerade nicht, dass alles anders würde, nur weil es kontingent ist. Entscheidend ist vielmehr, dass sich der Sinn sozialer Sachverhalte durch die Kontingenzerfahrung verändert – und zwar nicht nur aus der Perspektive des Historikers oder Sozialwissenschaftlers, sondern aus jener der Handelnden selbst.

Auch wenn er die Frage nach der Kontingenz anders und wohl zu sehr mit Blick auf Kausalitätsfragen formuliert, zeigt Knöbl, wie fruchtbar es sein könnte, globale Entwicklungen unter dem Gesichtspunkt der spezifisch modernen Erfahrung von Kontingenz zu analysieren. Das gilt insbesondere dann, wenn sowohl das *globale* als auch das *moderne* Element der beschriebenen Entwicklungen herausgearbeitet werden soll. Die Bedeutung interregionaler oder interzivilisatorischer Kontakte für die Entstehung der Moderne – sowohl in Europa als auch in anderen Teilen der Welt – ist mittlerweile vielfach belegt, und

Knöbl fasst diese Ergebnisse eindrucksvoll zusammen. Die dabei weitgehend vorausgesetzte Infrastruktur zunehmender Vernetzung (durch Transport- und Kommunikationstechnologien) sind nicht sein Thema, können aber ohne größere Umstände ergänzt werden. Insbesondere das Beispiel der Entwicklung Lateinamerikas zeigt, wie erst auf dieser Grundlage ein Transfer von Entwicklungsmöglichkeiten und Alternativen *möglich*, aber nicht *zwingend* wurde. Die politischen Umwälzungen in Europa wirkten sich nicht nur faktisch auf die Beziehungen zu den Kolonien in Lateinamerika aus, sondern veränderten auch die dortige politische Lage entscheidend: Die lokalen Eliten wurden mit der Frage konfrontiert, wie sie sich zu den neuen, durch den Wandel in Europa vor Augen geführten Möglichkeiten verhalten sollten. Auch wenn es nicht zu einer schlichten Übertragung der europäischen Revolution kam, waren die durch diese erzeugten Möglichkeiten und Alternativen aus der Entwicklung Lateinamerikas fortan nicht mehr wegzudenken. Die Moderne war in diesem Fall in Knöbls Sinne „kontingent“, weil die Richtung der Entwicklung offen blieb. Mindestens ebenso wichtig dürfte aber sein, dass politische und wirtschaftliche Strukturen durch den nun unvermeidlichen Vergleich mit Alternativen als kontingent erfahren wurden und sich schon allein dadurch in ihrem Charakter entscheidend veränderten.

IV.

Dass Knöbl es über weite Strecken eher mit der Geschichte als mit der Soziologie hält, hat mit seinem zentralen Vorwurf an die Adressen Luhmanns und Meyers zu tun: In diesen beiden „Lagern“ (wie Knöbl Theoriezusammenhänge bezeichnenderweise nennt) stünden nicht die „Akteure“ und „machtgestützte Ordnungen“ im Vordergrund. Das ist ebenso richtig wie wenig es ein Argument ist. Beide Theorien sind schließlich Varianten eines Sozialkonstruktivismus, der Akteure nicht einfach voraussetzen kann, sondern sie als kulturelle bzw. kommunikative Artefakte begreift. Ihre Optik gibt sich – aus guten Gründen – nicht damit zufrieden, Akteure immer schon vorzufinden. Sie ist vielmehr darauf eingestellt zu fragen, warum und unter welchen Umständen es gesellschaftlich plausibel wird, Akteuren bestimmte Effekte zuzurechnen. Wenn man ihnen also ankreidet, zu wenig auf die Akteure zu achten, ist das so, als beschwerte man sich darüber, dass ein Mikroskop einen so schlechten Blick auf die Alpen bietet. Trotz dieser unterschiedlichen Grundannahmen verwundert, wie wenig Anstrengung Knöbl letztlich darauf verwendet, die Auseinandersetzung mit soziologischen Theorien der Weltgesellschaft auf einem vergleichbar hohen Niveau – wenn schon nicht mit gleicher Sympathie – zu führen wie jene mit der Globalgeschichte. Geschenkt, dass die klassische Modernisierungstheorie ein weiteres Mal verabschiedet wird, ohne die Frage zu stellen, ob sie angesichts der Entwicklung in einigen Weltregionen nicht aktueller ist denn je (Schmidt 2007). Die Angebote der Systemtheorie und der *World Polity*-Forschung abzulehnen, erweist sich für das Gesamtprojekt jedoch als gewichtiger Nachteil. Auch und gerade angesichts der von Knöbl geltend gemachten Kritik, zum Beispiel am Mangel empirischer Analysen aus systemtheoretischer Perspektive und am vagen Kulturbegriff des Neo-Institutionalismus, liegen hier doch wichtige Ressourcen für eine soziologische Analyse globaler gesellschaftlicher Entwicklungen, die Knöbl allein mit geschichtswissenschaftlichen Bordmitteln zu rekonstruieren versucht. Auch dort, wo zumindest verwandte Modelle der Institutionentheorie und der Weltsystemtheorie zur Sprache kommen, bleibt das Verhältnis zur soziologischen Theorie distanziert.

Die Distanz zur Soziologie liegt an grundsätzlichen Vorbehalten Knöbels gegen Versuche, das historische Material zur Formulierung und Unterstützung generalisierender Aussagen zu verwenden. In seiner Darstellung der bisherigen Versuche, Modernisierungsprozesse in Europa und anderswo mit soziologischen Mitteln zu analysieren, vermittelt Knöbel sehr deutlich den Eindruck, hier seien zumeist unvorsichtige oder gar ungestüme Hände am Werk gewesen. Das könnte zumindest erklären, warum der Autor so eindringlich davor warnt, Besonderheiten der westlichen Entwicklung „zu den erklärenden Variablen für Europas Dominanz“ zu machen (173), „eine Einheitlichkeit von Zivilisationen“ zu unterstellen (253) oder „eine geschichtsdeterministische Position“ zu vertreten (257) – und all dies in der Regel: „allzu schnell“. Er mahnt deshalb „zur Vorsicht gegenüber allzu starken Verallgemeinerungsinteressen“ (207). Man kann davon ausgehen, dass Verkürzungen und Fehler Teile auch nicht besser wären, wenn man sich etwa behutsam und langsam auf sie einließe. Doch für Knöbel ist die Frage des Stils, der Herangehensweise durchaus ein Kriterium für die Ausarbeitung einer historischen Soziologie der Moderne und ihrer Varianten. Maßstab ist ihm eine Art „Sensibilität“ für verschiedenste Sachverhalte, zum Beispiel für religiöse Aspekte ebenso wie für „machtpolitische“, vor allem aber für „Kontingenz“. An ihr mangelt es seiner Meinung nach anderen Ansätzen, namentlich dem Neoinstitutionalismus und der Systemtheorie, die in dieser Hinsicht Defizite aufzuweisen scheinen – zum Beispiel, weil sie „wenig sensibel gegenüber religiösen Modernisierungsprozessen in der Moderne“ (69) seien. Im Gegensatz dazu möchte Knöbel zeigen, wie man gesellschaftliche Entwicklungen im Süden der USA und im spanischsprachigen Südamerika „kontingenzsensibel“ interpretieren und „vorsichtig“ mit anderen Regionen vergleichen kann (17, 265).

Vorsicht ist bekanntlich die Mutter der Porzellankeule. Doch ist sie auch ein guter Ratgeber für eine soziologische Theorie der Moderne? Man kann unterschiedlicher Meinung darüber sein, ob nicht gerade die Theorie funktionaler Differenzierung durchaus ein Sensorium für religiöse Modernisierungsprozesse hat, das über eindimensionale Säkularisierungsmodelle hinausgeht. Doch es trifft sicherlich zu, dass die Systemtheorie ähnlich wie der Neoinstitutionalismus auch bei einer freundlicheren Würdigung ihrer Erklärungsansätze für Knöbels Geschmack zu wenig „kontingenzsensibel“ bleiben würden. Das liegt nicht etwa daran, dass sie einer teleologischen Geschichtsauffassung anhängen. Und zumindest im Fall der systemtheoretischen Evolutionstheorie auch nicht daran, dass sie von Kontingenz nichts wissen wollten. Es geht hier eher um unterschiedliche Vorstellungen davon, was die Soziologie in der Auseinandersetzung mit historischen Entwicklungen leisten kann und soll. Um eine „kausale“ Erklärung singulärer Entwicklungen kann es nicht gehen, wohl aber darum, ihre strukturellen Bedingungen und *deren* Veränderung zu beleuchten. Dazu scheint es aber wenig sinnvoll, sich auf scheinbare Konstanten wie „Machtprozesse“ zu beziehen. Was als Macht und Herrschaft möglich ist, variiert mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, zu denen insbesondere die verfügbaren Kommunikationstechnologien gehören. Spezifisch für die Moderne dürfte sein, dass und wie sich der Sinn sozialer Strukturen durch Kontingenzerfahrung ändert. Auch Eisenstadt (2000) betont in seiner Theorie der Moderne diese Art von „Kontingenzsensibilität“ im Gegenstand selbst als ein wesentliches Merkmal von Modernität. Man muss daraus nicht sogleich den Schluss ziehen, alles sei kontingent und damit sei die Soziologie der Moderne hinlänglich beschrieben. Knöbel kritisiert mit Recht, dass der Begriff gerade in Zeitdiagnosen zuweilen inflationär gebraucht wird. Doch insofern er selbst von Kontingenz vor allem im Zusammenhang mit der prinzipiellen Unvorhersehbarkeit von Ereignissen und der Möglichkeit von Wandel

und Abweichung spricht, verschiebt er das Problem lediglich in die Wissenschaftstheorie – und optiert letztlich für eine Anverwandlung der Soziologie an die Geschichtswissenschaft. Die Soziologie muss keineswegs rau und unsensibel sein, um vor diesem Schritt zurückzuschrecken. Sie beharrt dann lediglich auf einer gewissen Robustheit des Urteils, die damit zusammenhängt, dass die Soziologie eine konzeptbetonte Wissenschaft ist. Dazu passt es schlecht, ihr Hauptanliegen in der Rekonstruktion und Nacherzählung sehr spezifischer geschichtlicher Entwicklungen zu sehen. Dies aber ist beinahe unvermeidlich, wenn man sich wie Knöbl aus „Vorsicht gegenüber allzu starken Verallgemeinerungsinteressen“ (207) auf „erzählerische Verfahren“ (200ff.) zurückzieht. Es ist unbestritten, dass die Soziologie von der klassischen Geschichtswissenschaft ebenso wie von der neueren Globalgeschichte lernen und profitieren kann. Doch dies muss nicht dazu führen, dass sie ihr eigenes Interesse am Gegenstand aus den Augen verliert.

V.

Die „Kontingenz der Moderne“ steht im Zusammenhang eines Forschungsprogramms, das sich einerseits an der von Eisenstadt (2000) angestoßenen Debatte um die „Vielfalt der Moderne“ orientiert, andererseits Anregungen und Ergebnisse der jüngeren geschichtswissenschaftlichen Diskussion aufgreift. In der Darstellung und Aufarbeitung dieser Anstöße liegt die große Stärke des Buchs. Knöbl deckt auf diese Weise Unzulänglichkeiten der Eisenstadtschen Zivilisationsanalyse auf, ohne sogleich ihr Vorhaben einer historisch vergleichenden Soziologie zu verabschieden. Korrektur- und ergänzungsbedürftig erscheinen ihm insbesondere die starke Fokussierung auf religiöse Aspekte und die Vernachlässigung interzivilisatorischer Beziehungen. Anhand der primär wirtschaftsgeschichtlich geführten Debatte über die „große Divergenz“ (Pomeranz) zwischen Entwicklungen in Europa und China zeigt er, dass einfache Kontrastierungen durch das immer detailliertere Bild der chinesischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Frage gestellt werden. Die weiteren Beispiele aus Lateinamerika und den US-amerikanischen Südstaaten führen vor, wie Knöbl sich eine „kontingenzsensible, besonders auf politisch-staatliche Machtprozesse achtende, den Vergleich nur vorsichtend anwendende und sich der Transfer- und Beziehungsproblematik bewusst seiende Analyseweise“ (17) vorstellt. Interessanterweise (und offenbar ohne Ironie) erscheint ihm Kontingenz dabei als „*notwendiges* Denkmittel“, gleichzeitig aber nicht als eine „Art Universalschlüssel“ (312, Hervorhebung B. H.). Es geht Knöbl vor allem darum, jene „teleologischen und/oder allzu linearen Interpretationen“ zu vermeiden (ebd.), zu denen seiner Meinung nach nicht nur die klassische Modernisierungstheorie, sondern auch neuere Ansätze einer Theorie der Weltgesellschaft neigen.

Die Unzulänglichkeiten bei der regionalen und historischen Präzisierung, die Knöbl zu Beginn seiner Studie an Theorien der Weltgesellschaft feststellt, sollen nicht gelehnet werden. Dennoch bieten sie nach wie vor den besten Ansatzpunkt für eine genuin soziologische Theorie globaler Entwicklungen. Man müsste dazu freilich produktiv(er) mit ihren Schwachpunkten umgehen. Als durchaus vermeidbare Erkenntnisblockade erweist sich, dass Knöbl mit dem Abschied von der Modernisierungstheorie auch jegliche Grundlage dafür abhandenkommt, Modernisierung als eine *besondere* Form sozialen Wandels zu beschreiben. Wenn wir – ganz in seinem Sinne – nicht davon ausgehen, dass es keine ewigen Gesetze sozialen Wandels gibt, dann betrifft dies auch die Effekte interzivilisatorischer Kontakte oder die Rolle von „Akteuren“ und „Machtnetz-

werken“: Sie sind nicht unabhängig von der jeweiligen Gesellschaftsordnung. Vor allem die global sehr folgenreiche Idee, dass Gesellschaft politisch gestaltbar sei, ist eine zutiefst moderne. Und so ist auch die Vorstellung von „Geschichte“ als einem auf Akteure zurechenbaren Geschehen eng verknüpft mit modernen Vorstellungen über die (politische) Entscheidbarkeit gesellschaftlicher Strukturen (Tenbruck 1973). Eine solche Interpretation erlaubt es, bei aller Vielfalt auch die Einheitlichkeit der globalen Moderne in den Blick zu bekommen. Die „Kontingenz“ der Moderne bestünde demnach nicht nur darin, dass sie mehr Alternativen produziert, sondern vor allem darin, dass sie diese *globalisiert*, d. h. lokal vorgefundene Institutionen und Praktiken in den Kontakt und damit in einen Vergleichszusammenhang mit anderen Möglichkeiten bringt. Es ist dann keineswegs vorentschieden, was aus dieser Kontingenzerfahrung folgt. Nicht nur der Anfang der Moderne, sondern auch ihre Zukunft bleibt kontingent – und in genau diesen Sinne: höchst modern.

Literatur

- Eisenstadt, Shmuel N.* (2000): Die Vielfalt der Moderne. Weilerswist: Velbrück.
- Knöbl, Wolfgang* (2001): Spielräume der Modernisierung. Das Ende der Eindeutigkeit. Weilerswist: Velbrück.
- Luhmann, Niklas* (1975): Evolution und Geschichte, in *Soziologische Aufklärung*. Band 2, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 150–169.
- Pomeranz, Kenneth* (2000): *The Great Divergence: China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*. Princeton; NJ: Princeton University Press.
- Schmidt, Volker H.* (2007): One world, one modernity. In: Volker H. Schmidt (Hrsg.), *Modernity at the Beginning of the 21st Century*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, S. 205–228.
- Tenbruck, Friedrich H.* (1973): Die Soziologie vor der Geschichte. In: Peter Christian Ludz (Hrsg.), *Soziologie und Sozialgeschichte*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 29–58.